

SAŠA STANIŠIĆ

Erweiterte
Ausgabe



VOR

DEM

FEST

ROMAN LUCHTERHAND

E-BOOKplus

SASA STANIŠIĆ

VOR
DEM
FEST

Roman

Luchterhand

E-BOOKplus

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte dieses E-Book Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung dieses E-Books verweisen.

Copyright © 2014
Luchterhand Literaturverlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.
Herstellung: Inka Hagen
Fotos: Saša Stanišić
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-18649-4
V003

Für Katja.

*For billions of years since the outset of time
Every single one of your ancestors has survived
Every single person on your mum and dad's side
Successfully looked after and passed on to you life.
What are the chances of that like?*

The Streets: On the Edge of a Cliff

»Vor dem Fest« ist erstmals im Frühjahr 2014 erschienen. Im September 2013 existierte eine 699 Seiten starke Manuskriptfassung des Romans. Davon bleiben nach der Überarbeitung 320. Jene Texte, die es in das endgültige Manuskript nicht geschafft haben, die ich aber wichtig finde, haben wir nun in diesem E-Book gesammelt, außerdem zusätzliche Inhalte wie Video-Lesungen und Fotos aus der Uckermark, die mit den Schauplätzen des Romans zu tun haben. All dies ist jeweils an passender Stelle im Roman auf einer Unterebene zu finden. Dorthin gelangt man, wenn man der Fähe folgt.



Der Autor im September 2015

I



WIR SIND TRAUIG. Wir haben keinen Fährmann mehr. Der Fährmann ist tot. Zwei Seen, kein Fährmann. Zu den Inseln gelangst du jetzt, wenn du ein Boot hast. Oder wenn du ein Boot bist. Oder du schwimmst. Aber schwimm mal, wenn die Eisbrocken in den Wellen klacken wie ein Windspiel mit tausend Stäben.

Um den See kannst du theoretisch zu Fuß, immer am Ufer entlang. Allerdings haben wir den Pfad vernachlässigt. Der Boden ist sumpfig und die Stege morsch und unglücklich, das Gebüsch hat sich ausgebreitet, brusthoch steht es dem Pfad im Weg.

Die Natur erobert sich zurück, was ihr gehört. Würde man woanders sagen. Wir sagen das nicht. Weil es Unfug ist. Die Natur ist inkonsequent. Auf die Natur ist kein Verlass. Und auf was du dich nicht verlassen kannst, damit bau keine Redewendungen.

Unterhalb der Ruine von Schielkes ehemaligem Hof, wo der See die Landstraße zärtlich berührt, hat jemand seinen halben Hausrat am Ufer entsorgt. Ein Kühltisch steckt im matschigen Grund, eine Dose Tunfisch noch darin. Der Fährmann hat es uns erzählt. Und dass er wütend geworden sei. Nicht wegen des Abfalls generell, sondern wegen Tunfisch speziell.

Jetzt ist der Fährmann tot, und wer uns erzählen soll, was die Ufer treiben, wissen wir nicht. Wer soll so schön sagen: »Wo der See die Landstraße zärtlich berührt«, und: »Das war Tunfisch aus den fernen Meeren Norwegens.« Solche Sätze können nur Fährleute.

Wir haben uns seit der Wende keine gute Redewendung mehr ausgedacht. Der Fährmann war ein guter Erzähler. Glaub aber ja nicht, dass wir in diesem Moment der Schwäche den Tiefen See, der ohne den Fährmann noch tiefer geworden ist, nach seinem Befinden fragen. Oder den Großen See, der den Fährmann ertränkt hat, nach seinem Motiv.

Wie der Fährmann ertrank, hat niemand gesehen. Besser ist es. Was willst

du beim Ertrinken auch sehen? Schön ist das nicht. Er muss am Abend hinausgefahren sein, auf dem See lag Nebel. In der Morgendämmerung trieb ein Kahn auf dem Wasser, leer und vergeblich wie ein Abschiedsgruß ohne ein Gegenüber.

Taucher sind gekommen. Frau Schwermuth hat ihnen Kaffee gemacht, sie haben den Kaffee getrunken und auf den See gesehen, und dann sind sie in den See gestiegen und haben den Fährmann rausgeholt. Große Männer, blond und wortkarg, Verben nur im Imperativ, verladen den Fährmann. Stehen am Ufer in ihren engen Anzügen, schwarz und steif wie Ausrufezeichen, gesetzt vom Tod. Essen vegetarische Brote, tropfen.

Der Fährmann wurde begraben, und der Glöckner hat seinen Einsatz verpasst, anderthalb Stunden später hat es geläutet, da waren alle schon beim Beerdigungskuchen im *Gleis 1*. Ohne Hilfe kommt der Glöckner ja kaum noch eine Treppe hoch. Letztens hat er um Viertel nach zwölf die Glocke achtzehn Mal schlagen lassen und sich auch noch die Schulter ausgekugelt. Dabei haben wir eine Läutautomatik und Johann, den Lehrling. Beide mag der Glöckner aber nicht besonders.



Es gehen mehr tot, als geboren werden. Wir hören die Alten vereinsamen. Sehen den Jungen beim Schmieden zu von keinem Plan. Oder vom Plan, wegzugehen. Im Frühling haben wir den Studentakt vom 419er eingebüßt. Die Leute sagen, ein paar Generationen noch, länger geht das hier nicht. Wir glauben: Es wird gehen. Es ist immer irgendwie gegangen. Pest und Krieg, Seuche und Hungersnot, Leben und Sterben haben wir überlebt. Irgendwie wird es gehen.

Bloß ist jetzt der Fährmann tot. An wen sollen die Trinker sich wenden, wenn Ulli sie rausgeschmissen hat? Wer soll für die Gäste aus dem Großraum Berlin Schatzschnitzeljagden auf den Inseln so gut veranstalten, dass kein Schatz je gefunden wird und danach die Kinder auf der Fähre leise heulen und die Mütter sich höflich beim Fährmann beschweren und die Väter Tage noch grübeln, wo man den Fehler gemacht hat, und erst die neuen Bundesländer, dann ihre Männlichkeit in Frage stellen, und am Ufer angekommen, essen sie einen Apfel und radeln auf ihren desillusionierten Fahrrädern weiter Richtung Ostsee und kommen niemals wieder? Wer?

Der Fährmann ist tot, und die anderen Toten wundern sich, was soll ein Fährmann unter der Erde? Er hätte ordentlich im See bleiben sollen und gut.

Niemand sagt, ich bin der neue Fährmann. Die wenigen, die verstehen, dass wir unbedingt einen neuen Fährmann brauchen, verstehen nichts von Fahren. Oder davon, wie man Gewässer tröstet. Oder sie sind zu alt. Andere tun so, als hätten wir niemals einen Fährmann gehabt. Die dritten sagen: Der Fährmann ist tot, es lebe der Bootsverleih.

Der Fährmann ist tot, und niemand weiß, warum.

Wir sind traurig. Wir haben keinen Fährmann mehr. Und die Seen sind wieder wild und dunkel und schauen sich um.



DIE TANKSTELLE HAT DICHTGEMACHT, zum Tanken musst du nach Woldegk. Im Schnitt fährt das Dorf seitdem weniger im Kreis durch das Dorf und mehr geradeaus nach Woldegk, Fontane rezitierend, die, die Fontane auswendig kennen. Im Schnitt vermisst eher Jung die Tankstelle als Alt. Nicht nur wegen Benzin. Wegen KitKat und Bier auf die Hand und **Unforgiving**, Geschmacksrichtung **Orange Inferno**, dem Energy-Drink, **der die ostdeutschen Tankstellen im Sturm erobert** mit 32 mg Koffein pro 100 ml.

Lada, den man Lada nennt, weil er als Dreizehnjähriger mit dem Lada von seinem Großvater nach Dänemark gefahren ist, hat heute zum dritten Mal binnen drei Monaten seinen Golf im Tiefen See geparkt. Hat das was mit der fehlenden Tankstelle zu tun? Nein. Das hat was mit Lada zu tun. Und mit dem Uferweg, der sich hier prima für 200 km/h eignet theoretisch.

Der See hat geblubbert. Johann und der stumme Suzi haben es am Ufer erst lustig, dann nicht mehr lustig gefunden. Eine Minute ist vergangen. Johann hat sein Stirnband ausgezogen und ist rein, und er ist der schlechteste Schwimmer von den dreien. Der jüngste auch. Junge unter Männern. Umsonst. Lada ist von alleine aufgetaucht. Die Kippe noch zwischen den Lippen. Musste Johann ein bisschen mitretten.

Fürstenfelde. Einwohnerzahl: ungerade. Unsere Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Der Sommer hat die Nase klar vorn. Unser Sommer fällt kaum schlechter aus als am Mittelmeer. Statt Mittelmeer haben wir die Seen. Der Frühling ist nichts für Allergiker und nichts für Frau Schwermuth vom Haus der Heimat, die wird im Frühling depressiv. Der Herbst ist zweigeteilt in frühen Herbst und späten Herbst. Im späten Herbst hat sich der Landmaschinentourismus etabliert. Stadtväter bringen ihre Söhne zum Landmaschinengucken in der Nacht. Söhne: begeisterte Schockstarre vor riesen Rädern und Reflektoren und Rabatz. Die Geschichte des Winters in einem Dorf mit zwei Seen ist immer eine Geschichte, die

anfängt, wenn die Seen gefrieren, und aufhört, wenn das Eis taut.

»Was machst du jetzt mit der Karre?«, hat Johann Lada gefragt, und Lada, der in puncto Autos-aus-dem-See-Holen und Wieder-zum-ordnungsgemäßen-Laufen-Bringen kein Anfänger ist, sagte: »Hol ich die Tage.«

Der stumme Suzi warf die Angel wieder aus. Wegen Ladas Missgeschick hatte er kurz pausiert. Suzi angelt für sein Leben gern. Bist du stumm geboren, bist du fürs Angeln irgendwie auch prädestiniert. Wobei, was heißt schon stumm? Politisch korrekt wäre: Kehlkopf kaputt.

Johann klopfte sachte einen Rhythmus auf seinen Oberschenkel. Morgen hat er seine Glöckner-Prüfung. Er hat eine kleine Melodie extra für das Fest komponiert und wird sie mit den Klöppeln schlagen. Beiern nennt sich das. Lada und Suzi wissen davon nichts. Ist besser so, sonst gibt es wieder blöde Sprüche.

Die drei zogen sich bis auf die Unterhosen aus. Johann und Lada, damit die Sachen trockneten, Suzi aus Solidarität. Ladas einwandfreie Muskulatur, Suzis einwandfreie Muskulatur. Johanns Rippen. Suzi kämmt das Haar nach hinten, immer einen Kamm dabei, eine vom Aussterben bedrohte Geste. Schwanz eines Drachens auf der Stirn, der mächtige Drachenleib um Suzis Nacken, der feuerspeiende Drachenkopf am Schulterblatt. Suzi, schön wie italienische Filme der Fünfziger. Suzis Mutter schaut sich die immer an und flennt.

Grashüpfer. Schwalben. Wespen. Alle sehr müde, sehr.

Der Herbst ist ja schon da.

Heute, das war der letzte warme Tag dieses Jahr. Der letzte Tag, an dem du gut in Unterhose im Gras liegen konntest, und Käfer klettern auf dir herum, als wärst du ein natürliches Hindernis in der Endmoränenlandschaft, was du ja irgendwie auch bist. Kommst du von hier, weißt du so was: der letzte warme Tag. Nicht wegen der Schwalben oder wegen der Wetter-App. Du weißt das, weil du dich ausgezogen hast und dich hingelegt hast und, falls du ein Mädchen bist, die Zehen in den Sand gesteckt hast. Falls du kein

Mädchen bist, hast du nichts mit den Zehen gemacht, sondern dich einfach nur hingelegt. Und so liegend hast du in den Himmel geguckt, und es war ganz klar: Heute – der letzte warme Tag. Sollte durch ein Wunder doch noch einer kommen, das würde nichts bedeuten. Heute war der letzte.

Lada und Johann sahen Suzi zu und gaben ihm Tipps, er fing nämlich nichts. Versuch's mal unter der Esche, den Fischen ist es zu heiß, so was. Suzi nahm die Angel zwischen die Beine und gebärdete. Lada versteht Suzis Sprache ziemlich gut. Eigentlich versteht er sie ziemlich schlecht, aber er kennt den stummen Suzi halt seit immer. »Uns gehört die Zeit«, hat er für Johann übersetzt. Der sah ihn fragend an. Lada zuckte mit den Schultern, spuckte in den See. Auf dem Uferweg kam Anna mit dem Fahrrad. Trägerkleidchen, so was. Johann winkte spontan, ein Junge halt. Anna sah geradeaus.

»Wie winkst du denn?« Lada boxte Johann gegen die Schulter. Über dem See tuckerte ein Ausflugsboot. Lada piff schrill. In die Touristenhüte kam Bewegung. Lada winkte, die Touristen winkten zurück. Die Touristen machten Fotos. Dann zeigte Lada den Touristen den Mittelfinger.

»Das zählt nicht, das sind Touristen, die winken, komme, was wolle«, sagte Johann.

Lada boxte ihn wieder. Auf Ladas Schulter fletscht ein Wolf die Zähne. Auf Ladas Rücken steht: **The Legend**.

»Was guckst du?«

»Ich lass mich auch tätowieren.«

»Hörst du das, Suzi? Der Scheißer will sich tätowieren lassen. Geil.«

Eines hat Johann im Umgang mit Lada gelernt: Nicht die Nerven verlieren. Dranbleiben. Sich provozieren lassen: Schwäche. »Bedeutet der was?«, fragte er. Auch Suzi hat einen Wolf an der Wade.

Lada sah ihm in die Augen. Spuckte seitlich aus. »Die Wölfe kommen zurück.« Er sprach sehr langsam. »Deutschland wieder Wolfsland. Aus Polen und Russland, Tausende Kilometer machen die. Herrliche Tiere. Jäger. Sag mal Rudel!«

»Rudel.«

»Hammer, oder? So eine Power in dem einen Wort! Der Suzi und ich, wir sind Befürworter von dem Wolf.« Lada packte Johann im Nacken. »Das bleibt unter uns, verstanden? Wir haben Wölfe hergeholt. Aus der Lausitz. Weil, früher hat's hier auch Wölfe gegeben. Frag deine Mutter. In der Zerveliner Heide, beim Raketenstützpunkt? Da haben wir sie frei gelassen.«

Cool bleiben. Weiter fragen. Manchmal labert Lada so was, um Johann zu erschrecken. Suzi hat sich umgedreht, lauschte aufmerksam. Johann räusperte sich.

»Wie viele denn?«

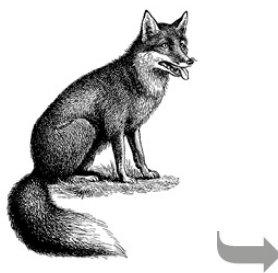
»Witzig. Ich dachte, du fragst bestimmt, wie. Vier. Zwei Jungwölfe, zwei Erwachsene. Hör zu, Alter: Das ist kein Scheiß. Du hältst die Fresse, haben wir uns verstanden?«

»Ist klar.«

»Gut.«

Suzi hatte einen am Haken. Kurze Gegenwehr. Ein kleiner Karpfen. Suzi setzte ihn wieder zurück.

Lada erhob sich. »Männer, auf geht's, zum Ulli. Suzi gibt einen aus.« Und so kam es auch, weil Lada ist jemand, der sein Wort hält.



DER KARPEN KANN FUTTERNEID EMPFINDEN. Wenn Fische fressen, kommt er.
Im Herbst, bei sinkender Wassertemperatur, braucht er immer weniger
Nahrung.

Die Hornissenmännchen begatten die Jungköniginnen und sterben
akkurat. Die Jungköniginnen richten sich bis zum Frühling ein unter dem
Moos, im morschen Holz, in den Albträumen der Libelle.

Im Kiecker, dem alten Wald, meißelt der Specht die Millisekunden
unserer Sterblichkeit ab.

Der Herbst ist ja da.

Das Rudel ist wach.



GENAU EIN JAHR IST ES JETZT HER, am Tag vor dem letzten Fest, da hat Ulli seine Garage ausgeräumt, hat eine Sitzgruppe und fünf Tische und eine Heiztonne aufgestellt, einen Vorhang aus rot-gelbem Tüll vor das einzige Fenster gehängt und einen Kalender mit Polinnen, die an Motorrädern lehnen, halb wegen Ironie, halb wegen Ästhetik, an die Wand genagelt. Ein Sterni kostet achtzig Cent, ein Stieri neunzig, Molle mit Kompott einsfünzig, und am Wochenende kann man Fußball gucken, und das alles rechnen ihm die Männer hoch an, auch wenn es keiner sagt.

Wir trinken in Ullis Garage, weil nirgends sonst Sitzgelegenheiten und Lügen und ein Kühlschrank so zusammenkommen, dass es für die Männer miteinander und mit Alkohol schön und gleichzeitig nicht zu schön ist. Nirgends, wo nicht Zuhause ist, gibt es überdacht und in Laufdistanz Pils und *Sky Bundesliga* und Rauchen und Unter-sich-Sein.

Alle Ehre, *Gleis 1*. In *Gleis 1* willst du aber nicht picheln. Du willst dir ein Abendessen leisten, vielleicht zu einem Jubiläum. Weil, betrink dich mal, während dich Plastikblumen und Radtouristen angucken. Ab und an besorgt Veronika echte Tulpen. Betrunk dich mal, während dich echte Tulpen angucken.

Ullis Garage riecht lieblich nach Motoröl. Das Tor schmücken alte Motorradkennzeichen und Bierwerbung und auf einem Schild der Reichsadler mit der Aufschrift **Deutsches Kaiserreich**. Es stimmt schon, dass fast nur Männer aus den Neubauten kommen. Manchmal gibt es Stress. Nicht schlimm. Nicht Hass. Manchmal verstehst du dein eigenes Wort nicht. Im Nachhinein bist du auch froh darüber. Manchmal erzählt einer, und alle hören zu. Heute Abend, letzte Runde, wird der alte Imboden erzählen. Imboden ist sonst ein stiller, aber heftiger Trinker. Vor drei Jahren starb seine Frau, da hat er überhaupt erst angefangen. Ulli sagt, der muss jetzt die ganzen nüchternen Jahre aufholen.

In der Garage hat man wegen des Festes morgen über die Feste früher gesprochen, und dass früher bitteschön so viel besser gefeiert wurde. Niemand konnte sich zum Beispiel an eine frische, zufriedenstellende Schlägerei erinnern unter erwachsenen Männern. Die wären früher gang und gäbe gewesen. Heute prügelt nur die Jugend. »Und zwar fies«, hat Lada gelacht, und sonst hat keiner gelacht.

Ja, und jetzt steht der Imboden auf und geht erst mal austreten, sagt aber, bevor er den Raum verlässt – die Garage hat kein Klo, aber vor der Platte steht eine Art Baum –, er sagt: »Moment, jetzt aber. Das stimmt so nicht.«

Seit einigen Wochen klebt ein buntes Bild auf dem Kühlschrank. Ullis Enkelin, Rike, ist in dieser Phase. Das Bild zeigt Opi und Rike in einem kleinen Rechteck, das ist die Garage. Als Ulli das Bild aufgehängt hat, hat er die nackten Polinnen abgehängt. Folgerichtig nannten die Männer Ulli ein paar Tage lang »Opi«. Dann haben sie das vergessen und nannten Ulli wieder Ulli.

Jeder darf bei Ulli trinken, auch mehr, als er kann. Wenn aber einer nicht mehr liegen kann, ohne sich festzuhalten, und auch noch andere zu Boden ziehen will, um dies und jenes mit ihnen auszumachen, dann nickt Ulli Lada zu, und Lada begleitet oder trägt denjenigen nach draußen.

Jeder kann bei Ulli mehr sprechen und mehr meinen als sonst wo. Wenn aber einer auch dann noch spricht und mehr meint, wenn es Ulli reicht, dann nickt Ulli Lada zu.

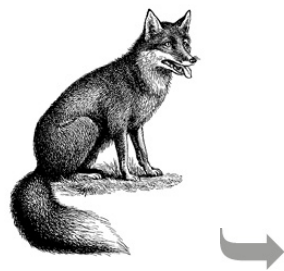
Man zahlt bei Ulli weniger als woanders. Wenn aber einer nach einem Monat nicht alles gezahlt hat, dann nickt Ulli Lada zu.

Jeder kann bei Ulli einen Witz erzählen, den nicht alle lustig finden. Wenn aber einer etwas ernst meint, das nicht alle lustig finden, dann nickt Ulli Lada zu.

Jeder kann bei Ulli weinen, auch laut. Aber niemand weint bei Ulli.

Jeder kann bei Ulli eine Geschichte von früher erzählen, meistens hören die anderen zu.

Imboden ist vom Pissen zurückgekommen, und Imboden hat erzählt.



UNTER EINER BUCHE, AM RAND DES ALTEN WALDES, liegt still auf dem Laub die Fähe. Von dort, wo der Wald auf Felder trifft, Weizen, Gerste, Raps, sieht sie auf die kleine Ansammlung von Menschenbauten, die auf einem so schmalen Streifen Land zwischen zwei Seen stehen, als hätten die Menschen in ihrem unbändigen Willen, für sich das Angenehmste zu schaffen, aus einem Gewässer zwei geschnitten, um genau dazwischen, fruchtbar und praktisch an gleich zwei Ufern gelegen, Platz für sich und ihre Jungen zu haben, Platz für ihre festen Wege, die sie selten verlassen, Platz für ihre Nahrungsverstecke, ihre Steine und Metalle und die Unmengen anderer Dinge, die sie horten.

Die Fähe ahnt die Zeit, da die Seen noch nicht existierten und keine Menschen hier ihr Revier hatten. Sie ahnt Eis, das die Erde horizontlang zu tragen hatte. Eis schob Land vor sich her, brachte Gestein, höhlt die Erde aus, hob sie zu Hügeln, die heute noch sich wellen, Zehntausende von Fuchsjahren später. In ihrem Schoß wiegen sich die zwei Gewässer, in ihrer Brust stecken die Wurzeln des alten Waldes, in dem die Fähe ihren Bau hat, einen Tunnel, nicht sehr tief, vom Dachs geborgt, mit ihren beiden Welpen jetzt darin – hoffentlich! – und nicht draußen vorwurfsvoll wartend wie letztes Mal, als sie wieder nur Käfer brachte. Der Habicht kreiste schon.

Den erdigen Honig vom Balg ihrer Jungen würde sie unter Tausenden Aromen schmecken, auch jetzt, trotz des falschen Windes, ist sie seiner Süße in der Tiefe des Waldes gewiss. Auch des Hungers ist sie gewiss, des beständigen, strengen Hungers. Ein Junges, kränklich kams zur Welt, ist ihr schon weggestorben. Die beiden anderen stellen sich mit den Käfern geschickt an. Die Sprünge auf die Maus – aus dem Stand fast senkrecht in die Luft – sind noch zu sehr Spiel: Oft wird die Beute darüber vergessen.

Die Fähe hebt den Kopf. Sie forscht nach den Menschen. Es sind keine nah. Aus deren Bauten steigt eine Wärme auf, die an Holz erinnert. Auch

tote Pflanzen schmeckt die Fähe dort, wohlgenährte Hunde und Katzen, verwirkte Vögel und vieles, was nicht leicht zuzuordnen ist. Vor manchem fürchtet sie sich. Das meiste ist ihr gleich. Dann Dung, dann Wolle, dann Gärung und Huhn und Tod.

Huhn!

Hinter geflochtenen Metalldrähten in Holzverschlagen: Huhn! Dahin, zum Huhn, will die Fähe heute Nacht.

Ihre Welpen entfernen sich immer länger vom Bau. Die Fähe ahnt, heute Nacht wird die letzte Jagd in deren hungrigem Auftrag sein. Bald ziehen sie alleine los und suchen sich ein eigenes Revier. Zum Abschied will sie ihnen etwas Gutes, etwas Besonderes bringen. Nicht Käfer oder Wurm, nicht von den Menschen zurückgelassene halbe Früchte, sondern – Eier. Weil nichts ein besseres Aroma hat als die delikate, dünne Schale, weil nichts so guttut wie der sämig süße Dotter.

In einen Hühnerbau zu gelangen ist nie einfach. Auch wenn kein Hund ihn bewacht und die Menschen schlafen. Die Krallen der Vögel fürchtet sie nicht. Doch beinahe unmöglich ist der Eier-Transport. Ihre früheren Versuche endeten kläglich, wenn auch köstlich. Diesmal will sie ihr Maul so achtsam schließen wie im Spiel mit ihren Welpen. Diesmal will sie nicht zwei auf einmal nehmen, sondern zurückkommen für das zweite.

Ein Dachweibchen schlüpft aus dem Gehölz. Die Fähe wittert Farn an ihr und Angst. Wovor? Fledermäuse schießen über ihrem Kopf. Einsilbige Gesellen, zu schnell für jeden Scherz, flattern nervös davon. Am Waldrand hält eine Wildschweinrotte Jagdrat. Unberechenbare Nachbarn, leicht zu reizen, aber fürsorglich. Schmecken gut nach Morast, Schwefel, Gras und Sturheit. Diskutieren jetzt wuselig, rufen grell in ihrer eckigen Sprache, stoßen einander an, scharren mit den Hufen.

Ihre Unruhe treibt auch die Fähe an. Sie trabt los, will die Launischen schnell hinter sich lassen.

Das Oben trägt bullernd den Donner. Es gefällt ihm nicht, dass die Fähe unterwegs ist. Es warnt sie. Droht ihr.

UND HERR SCHRAMM, ehemaliger Oberstleutnant der NVA, dann Förster, jetzt Rentner und, weil es nicht reicht, schwarz bei *Von Blankenburg Landmaschinen*, schaut die Sportclips auf *sport1*: Martina (19, Tschechien) macht Sport. Martina spielt Billard. Herr Schramm ist ein kritischer Mann. Er hat Einwände gegen die Sendung, er findet es nicht gut, wie Martina Billard spielt. Martina setzt die Stöße unbedacht. Rein gar nichts trifft Martina, und das beschäftigt Herrn Schramm. Martina aber lacht, wenn sie nichts trifft. Martina tanzt um das Queue, und das passt doch nicht, es passt nicht, dass sie tanzt, es passt nicht, dass sie sich auf den Tisch setzt und mit dem Hintern die Kugeln verschiebt, und es passt nicht, dass sie allein spielt. Weil, wenn du allein spielst, dann musst du doch die klare Absicht haben, die Kugeln zu versenken. Der Gegner, gegen den man am liebsten gewinnt, daran glaubt Herr Schramm fest, ist man selbst.

Klar, Martina muss nach jedem Stoß ein Kleidungsstück ausziehen, das ist ja auch in Ordnung. Aber das hätte sie woanders genauso gut gekonnt. *sport1* hätte sie nicht an einen Billardtisch stellen sollen, sondern halt dorthin, wo Martina sich auskennt. Herr Schramm glaubt, dass es für jeden Menschen etwas gibt, worin er gut ist. Er versucht zu erraten, was das für Martina sein könnte. Die Hinweise sind mager: Ihr Busen ist voll, die Finger kurz, ihre Fingernägel glänzen. Herr Schramm glaubt an Talent, und Herr Schramm liebt Talent. Herr Schramm sieht Menschen bei ihrem Talent gern zu: ein Mann mit Haltung und Haltungsschaden und einer leeren Packung Nikotinkaugummi.

Martina sieht er ungern zu. Martina hat noch ihr Höschen an, es ist schwarz und hat vorn eine 8 in einem weißen Kreis. Das findet Herr Schramm witzig. Aber um das Höschen geht es nicht mehr. Es geht darum, dass Martina so miserabel spielt, als würde sie nicht mal die Regeln kennen. Und Regeln sind doch das Erste, was du jemandem beibringst, der irgendwo

nicht hingehört.

Herr Schramm ist ein Mann, der Konversationen mit Unbekannten meidet und mit Bekannten am liebsten über Flugabwehrraketen, Fledermäuse und den ehemaligen Skispringer Jens Weißflog spricht, den talentiertesten Skispringer aller Zeiten.

Er findet Martinas Waden gut, wenn sie sich weit über den Tisch beugt. Als sie aber das Höschen abstreift, es über ihren Stock stülpt, beim Stoß dann neben die Weiße haut und darüber auch noch kichern muss, reicht es Herrn Schramm.

»Ja, sag mal«, sagt Herr Schramm.

Er schaltet den Fernseher aus.

In deutschen Haushalten finden sich im Schnitt mehr Bakterien auf der Fernbedienung als auf der Klobrille. Herr Schramm denkt über »im Schnitt« nach. Es geht um die Relation. Klobrillen sind größer als Fernbedienungen. In seinem eigenen Haushalt, denkt Herr Schramm, finden sich im Schnitt mehr Enttäuschungen über ihn selbst als über die Welt.

Mit einem Seufzen erhebt er sich vom Sofa und zieht in derselben Bewegung die Unterhose von den Knöcheln hoch. Die restliche Kleidung liegt im Bad. Er prüft, ob das Kleingeld in den Taschen für eine Schachtel reicht. Ja.

Herr Schramm sitzt erst mal ein bisschen in seinem Golf. Ein großer Mann mit Haltung und Haltungsschaden, der nachdenkt: Im Schnitt. Martina (19, Tschechien). Die Fledermaus hängt kopfüber da, weil ihre Beine zu schwach sind. Sie kann nicht mit Anlauf losfliegen wie zum Beispiel die Gans.

Im Handschuhfach liegt die Pistole.

Herr Schramm hat vieles, was er heute bereut, aus eigenem Antrieb getan. Das, worin Herr Schramm gut war, war Druck. Aushalten und ausüben.

Er fährt los. Vielleicht zum Zigarettenautomaten, vielleicht zur verlassenen Flugabwehr-Raketenabteilung 123 Wegnitz, wo er siebzehn

Jahre stationiert war. Kippen oder Kopfschuss, er hat sich noch nicht entschieden.

Martina hat vielleicht ein Talent für Fingernägel. Wie hieß das noch mal?

In Wilfried Schramms Haushalt finden sich im Schnitt mehr Gründe gegen das Leben als gegen das Rauchen.

schwerhörig und hatte keine Zähne mehr. Meine Großmutter pflegte ihr Schwesterchen, wie sie Zagorka nannte, bis zum letzten Atemzug, und ich wollte mich gerade wieder an den Tisch setzen, da sagte Großmutter: »Was machst du da, komm jetzt her, mach den Abwasch! Was ist los mit dir?«

Unter der Spüle hing ein Küchentuch, circa so alt wie ich. Rot-weiß kariert, von abertausenden Karussellfahrten in der Waschmaschine weich und fadenscheinig geworden. Ich trocknete einen Teller ab, eine Gabel, ein Messer, das Glas mit dem kleinen Sprung.

Großmutter stand, umgezogen, hinter mir. Schwarze Bluse, schwarze Stoffhose, nur die Gummistiefel waren gelb. Ich musste an Supergirl denken, das sein Kostüm anlegt in Sekundenschnelle, nur war das Haar meiner Großmutter nicht lang und blond, sondern Dauerwelle und lila, und sie trug ein Trauercape.

»Wo willst du hin?«

»Wir fahren nach Oskoruša.«

»Ich bin doch gerade erst angekommen.«

»Das Ankommen kann warten. Oskoruša hat das Warten satt.« Ein Hupen. »Der Fahrer ist auch schon da.« Sie band sich das schwarze Kopftuch unterm Kinn, begutachtete ihr Spiegelbild, nahm es wieder ab.

»Hör zu«, sagte sie. »Es ist zum Schämen, dass du noch nie oben warst.« Und als ich mich immer noch nicht rührte: »Das Zögern hat noch nie eine gute Geschichte erzählt.«

Ich weiß nicht, woher sie das hatte, aber es klang gut.

»Wie lange bleiben wir?«

»Ist man einmal oben, will man für immer bleiben.«

Im Gang standen Tüten voller Lebensmittel. Die hatte

wohl »ihr Polizist« vorbeigebracht. Jetzt sollte ich sie tragen. Großmutter lächelte mich an. »Willkommen zu Hause«, sagte sie. »Mein Esel.«

Sollte es in Višegrad je Mafia gegeben haben, war meine Großmutter die Patin. Als Kind wusste ich von drei stadtbekannten Kleinkriminellen, die sie fürchteten und Besorgungen für sie erledigten. Wenn sie sich beim Friseur die Haare lila machen ließ, stand meist einer wie zufällig vor dem Salon, Kürbiskerne knackend. Die frischgewellte Großmutter trat auf die Straße, raunte ihm etwas zu, worauf er eilfertig in den Gassen verschwand, mit welchem Auftrag auch immer.

Zur Schule gegangen ist Großmutter nie. Die Jungen mussten zur Schule, seien aber lieber draußen rumgerannt, sagte sie, die Mädchen wären lieber zur Schule gegangen und mussten zu Hause bleiben. Nähen, Stricken, Hausarbeiten hatte ihr die Mutter beigebracht, Lesen und Schreiben Zagorka, die ältere Schwester.

Der Anschein, dass meine Großmutter alles sein und tun konnte, meine Zuversicht, dass sie das Leben, das Altwerden, leicht meistern würde, ist mit dem Fortschreiten ihrer Krankheit verschwunden. Es begann im Frühjahr 2016. Großmutter verlegte Dinge und konnte deren Abwesenheit nicht begreifen. Sie suchte nach dem richtigen Wort und vergaß darüber, was zu sagen war. Sie verstand die Fernbedienung nicht mehr und zerlegte sie. Zum Friseur ging sie nur noch, wenn jemand sie zum Friseur brachte. Sie ließ sich von einem Vertreter überreden, für ein Kopfkissen zweihundert Euro zu bezahlen, wofür sie ihm früher Prügel angedroht und ein eigenes altes Kissen verkauft hätte.

2009 ging es ihr gut. Im Frühling 2009 stieg meine Großmutter ohne Mühen die drei Stockwerke hinunter zum Hof. Der Motor des blauen Yugo lief, der Fahrer in Jeans und T-Shirt beeilte sich, ihr in den Wagen zu helfen. Mir stellte er sich als Stevo vor und ergänzte mit einem Nicken zur Großmutter: »Der Chauffeur.«

Die harte, unebene Piste nach Oskoruša tat dem Yugo nicht gut. Der kleine Wagen gab sich große Mühe, ohne Achsenbruch aus den Schlaglöchern herauszufinden, doch Stevo hatte bald genug, hatte Erbarmen.

Wir wollten zu Fuß weiter, da rief von irgendwo einer den Namen meiner Großmutter, und die Berge meißen den Hall freundlich und streng in die vom Frühling summende Luft.

Großmutter lächelte.

Der Rufende war erst nicht zu sehen, dann trat ein junger Mann aus dem Waldstück oberhalb der Straße und sprang über den Hang, unvernünftig und präzise wie ein Ziegenbock. Ein junger Mann, der immer älter wurde, je näher er kam. In seinem Bart steckten Tannennadeln.

Ein zweites Mal rief er Großmutter's Namen, als ihn nur wenige Schritte von uns trennten. Er nahm die Mütze ab – die serbische Šajkača, und sie sahen sich an, lang genug, dass man *zärtlich* schreiben möchte.

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)